deutschsprachigen Väterforschung, als auch an einer kritische Beleuchtung der Thematik interessiert sind, sei der Sammelband wärmstens empfohlen.

Greta Olson

Das Honorieren der Lust, Mutter zu sein

Daphne de Marneffe (2007) Die Lust, Mutter zu sein. Liebe, Kinder, Glück [2004]. Aus dem Amerikanischen von Juliane Gräbener-Müller. Erstveröffentlichung in den Vereinigten Staaten. München/ Zürich: Piper (480 S., 12,95 Euro).

In der Krabbelstube meines jüngsten Kindes wurde ein Cartoon aufgehängt: Es zeigt einen ehrwürdigen deutschen Bischof, der sich bückt, um einem bettelnden Mann etwas Geld in seine ausgestreckte Hand zu geben. Um den Hals des Bettlers hängt ein handgeschriebenes Schild mit der Aufschrift: Ich war ein Kitakind.

Diese Anspielung auf die deutsche Debatte um Familienministerin Ursula von der Leyens Forderung nach neuen Krippenplätzen mag als geeigneter Einstieg in die Besprechung eines Buchs dienen, das ein ganz anderes Licht auf das Mutterdasein wirft, als der Diskurs hierzulande gerade zulässt. Die Art, wie Kleinkinder angemessen zu betreuen sind und indirekt, wie Mütter zu sein haben, wurde in Deutschland im vergangenen Jahr heftig debattiert. Die empörte Kritik des Augsburger Bischofs Mixa, Ministerin von der Leyen wolle die Frauen zu ‚Gebärmaschinen' degradieren, bleibt unvergesslich. Es ging auch um eine bittere, existenzielle Schuldzuweisung für unseren fehlenden Nachwuchs. Liegt die Schuld bei den zu ehrgeizigen ‚karrieregeilen' Frauen oder gerade eben bei deren Männern, die sich weigern ‚erwachsen zu werden' und Verantwortung in einer zunehmend narzisstischen Gesellschaft zu übernehmen? Oder resultiert das Ausbleiben der Kinder aus einem veralteten konservativen System der Halbtagsschulen und nicht existenter Betreuungsangebote?

Statt um Schuldzuweisung geht es in De Marneffes Studie um die Lust, Kinder zu bekommen, um deren Betreuung und, um die psychische Entwicklung, die mit dem Kinderkriegen einhergeht. Dies ist insofern ein höchst kontroverser Ansatz, als dass Ausführungen der Autorin folgendermaßen ausgelegt werden könnten: Kinderlosigkeit führe bei Erwachsenen (Frauen) zu einer retardierten psychologischen Entwicklung. Aufgrund dieser möglichen falschen Leseart möchte ich vorweg den sehr anderen, amerikanischen Kulturzusammenhang betonen, vor dessen Hintergrund De Marneffe schreibt. In den Vereinigten Staaten gehören zwei bis drei Kinder zum Durchschnitt einer Mittelschichtsfamilie; aus ökonomischen Gründen ist es auch ‚normal' und üblich, dass Mütter arbeiten. Nicht nur müssen Hypotheken auf Häuser abbezahlt werden, es muss zudem rigoros für die Ausbildung des Nachwuchses gespart werden. (Die

Studiengebühren für ein mittelmäßiges College in den USA belaufen sich mittlerweile auf ca. 40.000 Dollar pro Jahr.)

Wie der Titel *Die Lust, Mutter zu sein* verrät, schreibt De Marneffe über die Freuden des Mutterseins. Sie beklagt eine postfeministische Tendenz, Mutterschaft entweder zu essentialisieren oder sie für ein Konstrukt zu halten, welches das Selbstbestimmungsrecht einer Frau einschränkt. Die Lust, Mutter zu sein, wird als eine ideologische Projektion einer patriarchalischen Gesellschaft dargestellt. Sehr kritisch fragt De Marneffe, ob dies vielleicht mit einem generellen Misstrauen gegenüber den essentiellen Lüsten von Frauen zu tun hat: „Das Problem der Frauen ist heute allerdings weniger ein Mangel an sexueller Freiheit, als vielmehr die sich hartnäckig haltende Annahme, Eros habe nichts mit Mutterschaft zu tun" (393). Das Muttersein wird zum Beispiel als eine andauernde und langweilige Unterforderung geschildert:

> [O]bwohl viel über die Tendenz geschrieben worden ist, die negativen Aspekte des Mutterseins mit dem zu übertünchen, was die Schriftstellerin Anna Quindlen die „Hallmark-Karten-Version" nannte, lohnt es sich doch, eine Reihe gesellschaftlicher Vorstellungen zur Kenntnis zu nehmen, die uns ganz im Gegenteil geneigt machen, Mutterschaft in einem negativen Licht zu sehen. Nehmen wir als Beispiel die Darstellung der Versorgung kleiner Kinder als „langweilig". (186 f)

Das Verlangen, Mutter zu werden und Mutter zu sein, d.h. Kinder zu bekommen, zu lieben und zu betreuen und intensiv Zeit mit ihnen zu verbringen, hat ihrer Meinung nach bisher viel zu wenig psychoanalytische Aufmerksamkeit bekommen. Kinder zu haben und zu lieben macht glücklich und ist Teil eines Eros, der nicht mit der sexuellen Liebe gleichzusetzen ist. Der Eintritt ins Muttersein geht vielmehr einher mit einer neuen Beziehung zum Selbst und ruft neue menschliche Kapazitäten hervor, welche sowohl körperliche, intellektuelle, intuitive, als auch emotionale Facetten haben.

Weil sich so etwas anti-feministisch anhören kann, besteht die Gefahr De Marneffe als Konservative anzusehen, frei nach dem Motto: Frauen, Ihr habt Eure innerliche Bestimmung verpasst, wenn Ihr nicht möglichst viel Babys in der Welt setzt und mit ihnen zu Hause bleibt. De Marneffe ist ausdrücklich Feministin, sie unterstützt aber einen Feminismus, der Frauen hilft, nicht nur Kinder zu haben, sondern auch Zeit für sie zu haben. Dabei geht sie sehr schwierige Themen an, z.B. dass viele Frauen Berufslaufbahnen einschlagen die keinen oder wenig Platz für das Kinderbekommen zulassen, obwohl sie selbstverständlich Kinder haben wollen; dass es in der Tat schwierig ist, Geschlechtergleichheit heranzubringen und gleichzeitig eine ‚mütterliche Identität' zu bewahren (374); dass ein geglücktes Berufsleben für die meisten Mütter mit der Qualität der Kinderbetreuung steht und fällt, und dass – unglückliche Realität – sich die Bedingungen der Kinderbetreuung stets ändern, weil die Arbeit unterbezahlt ist und viel zu wenig anerkannt wird.

De Marneffe schreibt auch feinfühlig darüber, wie schwer es Müttern fällt, Väter an der primären Bindung zu den Kindern teilhaben zu lassen. Diese Ungleichheit wird in Scheidungsfällen besonders auffällig: Manche ziehen es vor, Kinder eher von Drittpersonen als von ihren Vätern betreuen zu lassen. De Marneffe beschreibt zudem überzeugend, inwiefern die Debatte um Abtreibung und unfreiwillige Kinderlosigkeit auch Aspekte unserer derzeitigen Ambivalenz gegenüber dem Muttersein und der Rolle der Mutter zeigen. Weswegen wir Schwierigkeiten haben, die Lust Mutter zu sein zu honorieren, hat ihres Erachtens mit der Gleichsetzung von Mutterschaft mit Hausarbeit und Unterqualifizierung zu tun, wie auch mit einem kapitalistischen Zwang, jede Art wertvoller Arbeit in irgendeiner Form quantifizieren zu wollen.

Ihr allgemeines Ziel ist es, den Wunsch Kinder zu haben und zu betreuen psychisch wie auch gesellschaftlich aufzuwerten; dies ist ein Ziel bei dem es genauso um Väter wie um Mütter geht. Das, was durch das Kinderhaben gelernt und erfahren wird, muss artikuliert und als Wert anerkannt werden:

> Kinder können, wenn wir sie lassen, unser Zusammengehörigkeitsgefühl stärken. Wie ein Freund sagte, als ich ihm vor Jahren verriet, dass es mich mit Wehmut erfülle, keine Kinder mehr zu gebären: ‚Es geht nicht darum, daß du immer weiter Kinder bekommst. Es geht darum, daß du einen neuen Weg für die Erfahrung der Liebe findest, die du für deine Kinder verspürst, eine Liebe, die sich anfühlt wie keine andere, dass du deine Liebe für andere erweiterst und vertiefst.' Und das ist der Grund, weshalb es lohnt – wenn wir nicht mehr in Windeln versinken, nicht mehr um die Abfassung von Einkaufslisten ringen, nicht mehr von der Angst erfüllt sind, unsere Jobsicherheit oder berufliche Position hinge davon ab, dass wir keine Unruhe stiften – darüber nachzudenken, wie wir die Kenntnisse, die wir aus dem Erziehen und Versorgen unserer Kinder gezogen haben, in den gesellschaftlichen Kontext einbringen können. Anzeichen für solche Bemühungen gibt es überall um uns herum. Wir sehen sie in dem schönen, umfassenden Wissen, dessen Quelle die persönlichen Erfahrungen von Frauen und Männern sind, die Kinder haben und für sie sorgen. (429 f)

Dieses zentrale Zitat schneidet *the ethics of care* (Fürsorgeethik) an. Dieser Entwurf, der von Carol Gilligan initiiert wurde, der aber meines Erachtens auch nah an die Philosophie Martin Bubers und Emmanuel Levinas' reicht, beschreibt eine Ethik, die nicht auf Gerechtigkeit basiert, sondern auf der Beziehung zwischen dem Selbst und Anderen. Nach dieser Ethik trifft ein Mensch moralische Entscheidungen nicht auf der Basis der Vernunft, sondern auf der der Solidarität und der Werte von Beziehung.

Ich lese De Marneffe so, dass ihr zufolge viele Menschen eine ethische Entwicklung durchlaufen, indem sie Kinder bekommen und lieben. Diese Liebe für den anderen ist weit größer als die Liebe zu sich selbst und auch weniger egoistisch geprägt als erotische Zuneigung. Dadurch ist der Mensch womöglich auch in der Lage, diese Liebe für die eigenen Kinder auf andere zu erweitern

und hat dadurch einen anderen Sinn von Verantwortung der Welt gegenüber. Solche Erfahrung müssten auch in der Arbeitswelt gewertet und eingebracht werden. De Marneffe will also den Eros zum Muttersein zurückbringen, möchte aber auch, dass psychoanalytische Erkenntnisse und der Erfahrungsreichtum des Mutterseins mehr Anerkennung gewinnen.

Sehr erfrischend ist wie De Marneffe aus ihrer eigenen Erfahrung als arbeitende Mutter von drei Kindern schreibt. Dies schließt die sich stetig ändernden Bedürfnisse und Bedingungen ihres Arbeitslebens und Mutterseins ein. Sie beschreibt auch ihre eigene Ambivalenz sehr ehrlich. Elegant bewegt sie sich zwischen dem Anekdotischen und dem Allgemeinen und schafft es, beispielsweise, Julia Kristevas Differenzierung zwischen symbolischen und semiotischen Welten so zu beschreiben, dass sie allgemein verständlich ist.

Ob De Marneffes sehr wichtiger Ansatz in Deutschland aufgenommen werden kann, bleibt abzuwarten. Wir scheinen hier etwas in einem Entweder-Oder-Paradigma zu verharren, in welchem Frauen, die Kinder haben, entweder als Rabenmütter oder als Hausküken abstempelt werden. De Marneffe lädt ein zu einer anderen Art des Sprechens und Denkens über den Eros des Mutterseins.

Christina Schoch

Mutter-Natur

Christine Brinck (2007) Mütterkriege. Werden unsere Kinder verstaatlicht? Freiburg/ Basel/ Wien: Herder Verlag (154 S., 12,90 Euro).

Um das seelische Wohlbefinden von Klein- und Kleinstkindern geht es Christine Brinck in *Mütterkriege*. Und so schiebt sie, in Anbetracht der von höchster politischer Ebene ausgegebenen Forderung nach mehr Krippenplätzen für unter Dreijährige, die besorgte Frage „Werden unsere Kinder verstaatlicht?“ im Titel ihres Buches gleich hinterher.

Ihr Anliegen, auch die Perspektive der Kinder einzubeziehen, die sich in der aufgeheizten Debatte um Rabenmütter und Karrierefrauen selbst nicht äußern können, ehrt sie und bereichert den Diskurs um einen zwar nicht brandneuen, aber außerordentlich wichtigen Aspekt. Angesichts einer so emotionalisierten und emotionalisierenden Frage wie der, ab wann und in welchem Umfang welche Art der Fremdbetreuung für Babys und Kleinkinder angemessen und gut ist, mag man der Autorin ihren häufig ins Polemische kippenden, überengagierten Ton nachsehen, ebenso wie die Beflissenheit, mit der sie schlagzeilenartig vorwiegend US-amerikanische Studien zum Beleg ihrer Thesen bemüht, ohne über deren Aufbau, Sample und Methode einen Nebensatz zu verlieren und ohne die Arbeiten genauso ‚renommierter‘ Forschungseinrichtungen und Wissenschaftlerinnen hinzuzuziehen, die genau das Gegenteil behaupten. (Zusammengetragen und leicht verdaulich diskutiert unter anderem in Titelgeschichten des *SPIE-*

GEL, Nr. 9/2008, *GEO*, 05/2007 und immer wieder in der *ZEIT*, Nr. 17/2007, Nr. 25 2007 usw.)

Sehr richtig weist die Autorin immer wieder darauf hin, dass „Menschenkinder intensive, lang andauernde und sehr persönliche Liebe und Pflege benötigen" (14). Dass an diese Liebe und Pflege vor allem in den ersten Lebensjahren des Kindes in qualitativer und quantitativer Hinsicht nichts an die Fähigkeiten der leiblichen Mutter heranreicht – und heranreichen sollte, dafür garantieren nach Ansicht von Brinck ein natürlicher Mutterinstinkt, gekoppelt mit den biologischen Vorgängen der Schwangerschaft, welche die werdende Mutter als beste aller Bezugspersonen prädestinieren. Problematisch wird die Sache nun dadurch, dass die Verhältnisse, hier konkret die der bundesrepublikanischen Gesellschaft, sich nun einmal entwickeln und verändern. Und das, in Bezug auf die Themen Kinderkriegen, Mutterschaft, Rollenbilder, innerhalb einer relativ kurzen historischen Phase. Von der mehrere Generationen umfassenden Großfamilie zu Vater, Mutter und ein bis zwei Kindern, vom Versorger, der alleine letztere ökonomisch unterhalten kann, zum berufstätigen Elternpaar, das doppelt verdienen muss, um sich selbst plus Kinder über Wasser zu halten, von Frauen – und Männern, die auf bestimmte, stabile Rollenbilder hin sozialisiert wurden zu fragmentierten Lebensläufen hoch qualifizierter Akademikerinnen und Akademiker. All dies bewirkt, dass sich vor allem für Frauen, aber auch für Männer neue Lebensbereiche und Lebensmodelle eröffnet haben. Eine Frau entscheidet sich, gemeinsam mit einem Mann oder auch alleine, vielleicht für ein Leben ohne Kinder, oder sie entscheidet sich für ein Leben mit Kind(ern), wird dann aber trotzdem einen größeren oder kleineren Teil des Tages in von Mann und Kind getrennten Kontexten verbringen. In diesem Fall, so stellt Brinck richtig und nachdrücklich fest, muss für eine feste Bezugsperson gesorgt sein, zu der das Baby oder das Kleinkind eine liebevolle und verlässliche Bindung aufbauen kann. Das bedeutet, dass erstens eine entsprechende Infrastruktur vorhanden sein muss und diese zweitens hohen qualitativen Anforderungen genügen muss.

Letztendlich, und hierin liegt die verständliche, aber maßgebliche Verkürzung vieler Beiträge wie diesem zur aktuellen Debatte, ist jede Familie, ist jedes Elternpaar und jedes Kind individuell – ein Einzelfall. Es ist die schwierige Aufgabe jeder Politik, Lösungen für gesamtgesellschaftliche Probleme zu finden, die dann für sehr viele Einzelfälle greifen sollen. Dass das nicht funktioniert, zeigen die Debatten, die wir in unserer demokratischen Gesellschaft leidenschaftlich über viele verschiedene politische Maßnahmen führen. Weil es diese Debatten gibt, gibt es auch Veränderungen und Verbesserungen, manchmal auch ‚Verschlimmbesserungen'. Es ist der Sache jedoch inhaltlich nicht dienlich, wenn in Beiträgen der Sorte Brinck wieder einmal versucht wird, ein hochindividuelles, hochsensibles Thema wie das des Zusammenlebens in und außerhalb von Familien für Millionen Betroffene über einen Kamm zu scheren und zusätzlich noch auf unsachliche Art und Weise Horrorszenarien zu entwickeln („Quality Time ist ein Konzept, das von denselben Leuten schön geredet wird, die auch

Scheidungen für Kinder gut finden“ (53), „Zeitarmut der Eltern (…) führt geradewegs zu den großen Problemen unserer älteren Kinder“ (54), „Je früher und länger ein Kind in die Krippe geht, desto langsamer ist seine soziale Entwicklung“ (58)). Es gibt keine einheitlichen, keine besten, sondern nur ganz und gar individuelle Lösungen. Und es gibt, wie schon Brincks Kollegin Iris Radisch schrieb, „keine natürliche Mütterlichkeit. (…) Mütterlichkeit ist genauso wie Väterlichkeit keine selbstverständliche, sondern eine erst zu entwickelnde, vielen Irritationen und Behinderungen ausgelieferte Eigenschaft“ (Radisch 2007, 145). Diese Tatsache, dass Mütterlichkeit keine sich automatisch einstellende, naturgegebene Eigenschaft von Frauen mit Kindern ist, wird in der deutschen Gesellschaft immer noch als Tabu gehandelt. Genauso wie es anscheinend unvorstellbar ist, dass auch ein Mann ein Kind zwar vielleicht anders, aber in Sachen Fürsorge, Liebe und Lebenstüchtigkeit gleichwertig aufziehen kann wie eine Frau. In dieser Hinsicht bleiben die Vaterfiguren, die Brinck auf wenigen Seiten erstaunlich schnell und einfach abhandelt, ziemlich blass.

Tatsache ist, dass, wie Brinck beschreibt, kleine und kleinste Kinder hilflos und deshalb auf die Liebe, Pflege und Fürsorge erwachsener Bezugspersonen angewiesen sind. Deshalb ist es die Pflicht und die Verantwortung der Eltern, für ein liebevolles, fürsorgliches, konstantes Umfeld zu sorgen. *Wie* dieses im Einzelnen aussieht und auf welche Personen und Orte es sich erstreckt, dafür gibt es keine Patentrezepte. Glückliche, eigenständige, stabile Menschen wachsen unter vielen verschiedenen *guten* Bedingungen heran – mit beiden Elternteilen, mit einem, wenn sie oft zu Hause bei den Eltern sind und wenn nichts davon der Fall ist. Genau das gleiche gilt für unglückliche Menschen.

Es geht darum, Strukturen zu schaffen, die echte Wahlfreiheit ermöglichen, und es geht um andere Formen der Unterstützung für Familien, wenn die jahrhundertelange Tradition der Unterstützung und der Weitergabe von Erfahrungen in der Großfamilie nicht mehr existieren. Mit der „Koppelung von Elternschulung und Kinderbetreuung“ (83) spricht Brinck hier einen wichtigen Ansatz an. Unbedingt zuzustimmen ist ihr auch, wenn sie angesichts der faktischen Gegebenheiten der modernen Wissensgesellschaft darauf hinweist, dass die Stellschrauben für eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf in den Strukturen der Arbeitswelt liegen, die noch immer von der Norm der männlichen Erwerbsbiografie (40 Jahre – 40 Stunden) geprägt sind. Gebraucht werden „Flexibilität ohne den Preis der Marginalisierung“ (106), die Möglichkeit, eine anspruchsvolle Tätigkeit auch mit reduzierter Stundenzahl auszuüben, und „ein langsameres, aber dennoch zuverlässiges Fortkommen bei gleichem Gehalt mit entsprechenden Beihilfen“ (106).

Insofern, so lässt sich aus den Ausführungen der Autorin schlussfolgern, ist vielen Forderungen der Autorin zuzustimmen, die Gründe, die sie hierfür aufführt, sind teilweise aber sehr in Frage zu stellen.